Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 204 | Bydgoszcz / Bromberg, 7. September | 1937

# Der Bahnhof des Glücks.

## Skizze von Franz Nötzoldt.

Sehen Sie, da drüben die Blonde, das ist meine Frau. Und der Junge, der die kleine Karre mit Sand schiebt, das ist unser Junge. Drei Jahre ist er alt. Wie stramm der für sein Alter ist, nicht wahr, und wie braungebrannt! So ist er geworden, weil er jetzt mit meiner Frau bei den Großeltern war, und die haben einen Garten. Wenn Sie mit der Bahn von Magdeburg nach Berlin fahren, können Sie ihn sehen, er liegt nämlich ganz dicht an der Bahnstrecke. Schöne Obstbäume sind da drin und viele Beerensträucher. Vor vier Jahren wußte ich auch noch nichts von dem Garten und nichts von meiner Frau. Den Spaß muß ich Ihnen erzählen, wie wir uns damals kenngelernt haben.

Ich hatte durch einen Bekannten Arbeit in Genthin auf einem großen Neubau bekommen. Am Montag sollte ich anfangen, am Sonnabend nachmittag hatten wir noch Abschied gefeiert, ein paar Freunde und ich. Mit dreißig Pfennigen in der Tasche saß ich am Abend im letzten Zug. Als ich von Magdeburg abfuhr, bin ich ein bißchen eingedöst. Plötzlich hält der Zug, und ich schrecke auf, denn da ruft draußen immer einer meinen Namen. Sie müssen wissen, ich heiße Möser, Gustav Möser. Ich frage meinen Nebenmann, ob da nicht einer Möser ruft. Der sagt ja. Ich reiße die Tür auf und wirklich, da ruft der mich schon wieder, diesmal aber ganz hinten, am Zugende. Da muß ich ja wohl raus, meine ich, und mein Nachbar nickt dazu. Es war nicht gerade hell auf dem Bahnhof, aber es war auch weiter kein Verkehr. Ich springe also aus dem Zug, klappe die Tür hinter mir zu und laufe da hin, wo der meinen Namen zuletzt gerufen hat. Da sehe ich den Schaffner aber nicht mehr, und ich denke, der ist vielleicht ins Gebäude reingegangen und laufe auch in das Haus.

Dort ist der Schaffner aber auch nicht, bloß ein junges Mädchen mit einem Glas Bier in der Hand steht da. Das frage ich nun auch noch mal, ob es gehört hat, daß der Schaffner wirklich Möser gerufen hat, und das Mädel sagt: „Ja, hier sind Sie in Möser.“ Mit einem Satz bin ich da wieder auf dem Bahnsteig, gucke am Hause hoch, und da steht wirklich mein Name ganz groß angeschrieben. Ehe ich das Ganze richtig begreife, pfeift es plötzlich, und mein Zug fährt ab. Das geht aber nicht, denke ich, mein Koffer ist doch da drin, und ich muß doch auch nach Genthin. Als ich nachlaufen will, sehe ich aber bloß noch die roten Lichter. Das ist ja eine schöne Schweinerei ... warum muß aber auch der dämliche Ort bloß genau so heißen wie ich.

Ich gehe schimpfend wieder in das Bahnhofsgebäude rein. Da steht das Mädchen noch immer, und ich sehe, daß es blondes Haar hat und hübsch ist. Warum ich denn so ein böses Gesicht mache, fragt es mich gleich und setzt das volle Bierglas in die Fensterbank. Was soll ich Ihnen sagen, ich habe dem Mädel die ganze Geschichte erzählt, und da hat es ganz laut zu lachen angefangen. Dann ist auch noch der Bahnhofsvorsteher gekommen und hat mitgelacht, als er die Sache erfuhr. Um meinen Koffer, hat er gemeint, brauche ich mich nicht zu sorgen, den bekäme ich morgen wieder, und er ist gleich in sein Zimmer telephonieren gegangen. Das Mädel aber hat weitergelacht, bis ihm die Tränen kamen und hat sich an dem Automaten festgehalten, um nicht vor Lachen umzufallen. Weil ich wollte, daß sie aufhörte zu lachen, bevor noch andere Leute kamen, habe ich sie gefragt, was sie lieber ißt: Gebrannte Mandeln oder Schokolade. Beides, hat sie gemeint, und ich habe zwei Groschen genommen und habe ihr ein Päckchen Schokolade und eins gebrannte Mandeln gezogen. Da ist sie plötzlich ernst geworden und hatte wissen wollen, wieviel Geld ich denn bei mir habe.

Ich habe dann in die Tasche gegriffen und habe meinen letzten Groschen rausgeholt. Richtigen Krach hat sie da mit mir gemacht, weil ich so leichtsinnig war und ihr Mandeln und Schokolade geschenkt habe. Wo ich denn nun schlafen wolle, hat sie gefragt, und wie ich mir das denn nun weiter vorstelle mit zehn Pfennigen in der Tasche, da der nächste Zug doch erst am andern Morgen fahre. Aber dann hat sie mit einem plötzlichen Entschluß das Bierglas genommen und hat gesagt, ich solle mit nebenan zu ihren Eltern kommen. sie habe nur gerade für ihren Vater Bier aus der Bahnhofswirtschaft besorgt. Bei ihrem Bruder in der Kammer sei noch Platz für mich diese Nacht.

Ich habe gar nichts gegen diese Worte sagen können, so energisch hat sie geredet, und eh ich mich versah, stand ich auch schon bei den Eltern in der Stube und wurde da noch mal tüchtig ausgelacht, als die Else mein Mißgeschick erzählte. Aber dann bekam ich eine Tasse Kaffee vorgesetzt und einen Streifen Zuckerkuchen dazu. Die Else hat mir inzwischen das Lager zurechtgemacht oben in der Kammer. Als ich mich nachher hinlegte, fand ich auf dem Stuhl neben dem Bett ein kleines Stück Schokolade und zwei gebrannte Mandeln.

Am Sonntagabend bin ich dann erst weiter nach Genthin gefahren, und am Sonntag darauf bin ich schon wieder-

gekommen und dann noch ein paarmal, und dann hat die Elfe mich geheiratet.

Ja, sehen Sie, lieber Herr, so bin ich auf dem falschen Bahnhof zu meinem Glück gekommen.

## Hans Sachsens späte Liebe.

**Von Matthias Werner.**

Der Hans Sachs, den Richard Wagner zu neuem Leben und neuer Unsterblichkeit gestaltete, ist nicht in allem natur- und geschichtstreu gezeichnet: so emsig Wagner Kunst und Brauchtum der Meistersinger und das Leben des berühmtesten unter ihnen durchforschte, so hat er doch auch von der „dichterischen Lizenz" reichlich Gebrauch gemacht. Als er, 1861, in Paris die „massenhaften Verse" seines Meistersinger-Gedichts niederschrieb, da kam ihm auch viel persönliches Erleben in die Erinnerung zurück, so etwa eine lustige, nächtliche Wirtshausprügelei, die er selber 30 Jahre zuvor in Nürnberg miterlebt. Und so mag er, der Achtundvierzigjährige, der schon damals von seiner Frau getrennt Lebende seinem Hans Sachs auch eigenes Denken und Gedenken hinzugedichtet haben. Das rührendste Motiv aber, die Liebe des alternden Mannes zu der jungen Mädchenblüte — die Nürnberger Elegie, wie man sie im Gegensatz zu der Karlsbader nennen könnte — ist nicht erdichtet, sondern Historie, nur mit „umgekehrtem Vorzeichen": der wirkliche Hans Sachs hat sich nicht von Tristan und Isolde und Herrn Markes Glück abschrecken lassen, der wirkliche Hans Sachs hat vielmehr, im Alter von 67 Jahren, anderthalb Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau, noch einmal geheiratet: ein Mädchen von kaum 18 Jahren!

Als Evchen Pogner in zweckvoller Koketterie dem greisen Freund vorspiegelt, sie habe selbst schon daran gedacht, einstmals als Hausfrau und Kind zugleich bei dem vereinsamten Witwer Einzug zu halten, und als Sachs einwendet: „Mein Kind, der wär zu alt für dich!" da erklärt sie: „Ei was, zu alt! Hier gilt's der — Kunst!" So mag auch der Entschluß der jungen Barbara Harscher zustande gekommen sein, als sie im September 1561 dem um fast 50 Jahre älteren, aber schon in aller Welt berühmten Meister die Hand zum ehelichen Bund reichte. Sachs hatte ja nicht nur seine Frau verloren, auch alle seine sieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter. Nun geriet ihm auch die zweite Ehe mindestens ebenso wie die erste es gewesen, zu einem Glück. Die Harscherin blieb ihm noch bis zum Ende, fünfzehn Jahre hindurch, ein „treu ehelich Weib", und es ist besonders bezeichnend, daß unmittelbar nach dieser neuen Hochzeit bei dem Dichter auch eine neue Zeit stärksten und höchsten künstlerischen Schaffens einsetzt.

Dabei muß man allerdings Sachsens grundsätzliches Denken über Liebe und Ehe im Auge behalten, wie es, in seinem Leben wie in seinem Dichten, immer wieder zum Ausdruck kommt.

Er war auch in seiner ersten Ehe ein rechter Meister gewesen, immer der Herr im Haus, zugleich aber für sein „lieb Gemahel" ein Weiser, auch in höheren Dingen. Als Kunigunde ihm nach einundvierzigjähriger Ehe stirbt, widmet er ihrem Andenken ein Gedicht, dem wir vor allem interessante Einblicke in des Dichters Persönlichkeit und Leben verdanken. Es heißt: „Wunderlich Traum von meiner lieben abgeschidnen Gemahel Kundigund Sächsin", und er erzählt darin, wie er in der ersten Zeit nach dem Hinscheiden der Frau sich noch gar nicht in den Verlust finden kann, wie er sie immer an den gewohnten Stätten wiederzufinden hofft, wie er einmal meint, sie sei nur eben zu einer ihrer Freundinnen hinübergegangen, und wie sie ihm dann, als er in trüben Gedanken schlafen gegangen, im Traum erscheint, so lebhaft, daß er sie schon mit einem „kuesgen" umfangen will — — das alles bringt er in seiner schlichten Weise vor, ohne allen Schmuck der Rede, ohne alle falsche Empfindung, so natürlich und innig, daß gerade dieses Gedicht unter die Perlen seiner Schöpfungen zu zählen ist...

Nun ist er also — trotzdem! — aufs neue verheiratet, noch einmal glücklich, er, der alte, einsame Mensch. Und abermals drängt es ihn zur Dichtkunst. Er besingt die Vorzüge der jungen Eheliebsten, „das Hälslein und die Kehlen weiß", und in Erinnerung an Boccaccio, den er sehr genau gekannt und schon früher oft benutzt hat, fährt er fort:

„Wenn Bocatius in seiner Jugend
Auch hätt gewußt ihr Sitten und Tugend,
So hätt er sie gestellt auf Trauen
Zu den hundert durchleuchtigen Frauen...
Als die meinem Herzen gefällt,
Die ich mir hab auserwählt
Zu einem ehlichen Gemahl,
Die sich hält ehrenfest wie Stahl:
Mit Nam Barbara Sächsin,
Bei der ich b'schließen will mein Leben.
Gott woll Heil und Gnad darzu geben,
Daß unser ehlich Lieb und Treu
Sich füglich alle Tag verneu,
Zunehm und fruchtbarlich aufwachs
Bis ans End, das wünscht Hans Sachs."

In Frau Barbaras Armen ist der Zweiundachtzigjährige still und friedlich aus seinem reichen Leben geschieden, nach Jahren eines wirklichen und reinen Glücks. Der Meister war klug, auch gegenüber dieser späten Liebe. Er hat der „jungen Frühlingsherrlichkeit" alles gegönnt und gewährt, was nach seiner Meinung ein junger Mensch nicht entbehren und vermissen sollte. Sogar zum Tanzvergnügen ging er zuweilen mit ihr. Und zugleich wurde er selbst noch einmal jung: er schrieb nicht nur wieder, er erschien auch wieder, zur Freude der Singgenossen, die ihn lange nicht gesehen, in der Singschul und ebenso in dem engen Trinkstübchen an der Moritzkapelle, wo er früher so manchmal mit Meister Dürer zusammengetroffen und wo man später als Wahrzeichen das „Glöckle" angebracht.

Ueber die späteren Schicksale der „Harscherin" ist nichts bekannt.

## Ehe auf Abruf — Vielmännerei.

**Das Leben der Tibeterin.**

Anläßlich des 60. Geburtstages des Forschungsreisenden Wilhelm Filchner (13. September) blättern wir in seinen Werken und finden in dem Buch „Om mani padme hum" (F. A. Brockhaus, Leipzig) folgende Mitteilungen über die Stellung der Frau in Tibet:

**Ehe — nicht auf Lebenszeit.**

„Mit 18 Jahren heiratet die Tibeterin, besser gesagt, sie wird verheiratet. Mädchen, die ledig bleiben, gehen ins Kloster, sobald der Lebensfrühling und die Hoffnung auf Ehe vorüber sind, oder sie verdienen sich ihren Unterhalt durch Betteln. In Heiratsfragen der Tochter des Hauses liegt die letzte Entscheidung nicht etwa bei den Eltern, sondern bei dem älteren Bruder. Tibet ist ganz „modern"! Dort heiratet niemand auf Lebenszeit. Die eheliche Bindung von Mann und Frau ist von beiden Seiten willkürlich begrenzt. Das Bündnis kann bereits nach Monaten gelöst werden; in den meisten Fällen gehen die Ehegatten nach einigen Jahren wieder auseinander. Trotzdem ist die Stellung der tibetischen Frau im allgemeinen geachtet. Ihre Pflichten sind hart, da sie sich um das gesamte Hauswesen kümmern und auch das Vieh versorgen muß.

**Frauenraub auf Bestellung.**

Im Gebiet des Kuku-nor sind die Ehezustände nach unseren Begriffen reformbedürftig. Dort entführen die Männer die Frauen der Nachbarn nach Übereinkunft mit dem bisherigen Eheherrn, ja, der vorher abgekartete Raub wird sogar bezahlt. Der Kurs schwankt zwischen sieben Jaks, zehn Pferden oder einigen hundert Schafen. Jedenfalls kann man die beste „Ware" hier schon zum Preise von zehn Jaks erwerben.

**Vielmännerei.**

Bei den Bewohnern des tibetischen Hochlandes herrscht Polyandrie, d. h. eine Frau ist gleichzeitig die Gattin mehrerer Männer. Daraus folgt, daß es hier eigentlich niemals wirkliche Witwen gibt. Bei der Eheschließung erhält die Frau von ihrem Erwählten und von ihren Freundinnen Geldgeschenke, was ihr eine gewisse Unabhängigkeit von den Männern schafft. Für die polyandrischen Ehen kommen jedoch stets nur die Brüder des Mannes in Betracht. Der Ehekontrakt erwähnt ausdrücklich, daß bei der

Heirat des ältesten Bruders dessen jüngere Brüder, die namentlich aufgeführt sind, in die Ehe mit eingeschlossen werden. Ist die Bedingung nicht ausdrücklich erwähnt, so haben die jüngeren Brüder freie Wahl. Die Kinder aus der polyandrischen Ehe gehören stets dem älteren Bruder. Dieser wird von den Kindern „Vater", seine Brüder aber „Onkel" genannt. Bleibt eine polyandrische Ehe unfruchtbar, so darf eine neue Ehe eingegangen werden, an der wiederum alle Brüder automatisch beteiligt sein können. Kinder aus dieser Ehe nennen die erste, also die unfruchtbare Frau „große Mutter" und die zweite Frau „kleine Mutter". Die polyandrische Ehe ist insofern keine Zwangsehe, als die jüngeren Brüder nicht unbedingt gezwungen sind, in die Ehe einzutreten.

Die Polyandrie ist auf den großen Frauenmangel zurückzuführen. Sie hat aber auch ihr Gutes: durch sie wird der Besitz der einzelnen Familien gefestigt, bleibt also in einer Hand. Es sind keineswegs nur sexuelle Motive, sondern auch wirtschaftliche, die den Ausschlag dafür geben. Unmoral kann man diesen Naturkindern, die mit dem Vieh groß geworden sind, eigentlich nicht vorwerfen. Der Unterschied in den Verhältnissen zwischen Tibet und Europa ist höchstens der, daß in Tibet die Eheleute keine Eifersucht kennen, und daß dort trotzdem der Mann noch viel mehr unter dem Pantoffel steht als in Europa.

---

## Das Autogramm.

Giuseppe Verdi war ein geschworener Feind der Autogrammjäger und schlug grundsätzlich alle Bitten um ein Autogramm ab.

Einmal fuhr der Komponist mit der Eisenbahn nach Venedig. In Raccolta hatte der Zug eine Fahrtunterbrechung. Der Schaffner eilte flugs zum Bahnhofsvorsteher und sagte: „Wissen Sie, wer in dem Wagen erster Klasse sitzt? Niemand anders als Verdi, der Komponist der Traviata!"

Der Bahnhofsvorsteher war ein musikalischer Mann und ein glühender Verdi-Verehrer. „Diese Gelegenheit darf ich nicht ungenutzt lassen!" sagte er. „Ich muß ein Autogramm von Verdi haben." Doch da er wußte, wie schwer es war, Verdi hierzu zu bewegen, verfiel er auf eine List. Er öffnete die Tür des Abteils, in dem Verdi saß, und bat um seine Fahrkarte. Als er sie mit einem Bleistiftstrich versehen hatte, knüpfte er ein dienstliches Gespräch mit dem Reisenden an.

„Ihr Wagen ist sehr unsauber, mein Herr!" sprach er. „Sie haben ja Ihre Füße auf die Bank gelegt. Das ist nicht gestattet."

Verdi warf dem Beamten einen bösen Blick zu. „Das geht Sie nichts an", knurrte er wütend.

„Das geht mich sehr viel an", beharrte der Beamte, „denn ich habe auf die Beachtung der Vorschriften zu sehen. Und Sie legen die Füße auf die Bank. Das tut kein gebildeter Mensch!"

„Zum Teufel!" rief Verdi zornig. „Wollen Sie damit sagen, ich sei ein ungebildeter Mensch?!"

„Genau das, Herr!" erwiderte der Vorsteher.

„Das geht zu weit!" empörte sich Verdi. „Bringen Sie mir sofort das Beschwerdebuch! Ich will Ihnen Ihre Frechheit anstreichen!"

Der Beamte entfernte sich und kam gleich darauf mit einem dicken Buch zurück.

Verdi griff aufgeregt nach dem Bleistift und kritzelte auf die leere Seite:

„Der Stationsvorsteher in Raccolta beleidigte mich, indem er mich einen ungebildeten Menschen nannte. Giuseppe Verdi, Komponist."

Der Stationsvorsteher überlas die Zeilen schmunzelnd und sprach: „Trotz Ihrer Beschwerde bitte ich Sie, auszusteigen und ein anderes Abteil zu nehmen." Verdi folgte ärgerlich dem Beamten und stieg in einen leeren Wagen, den der Mann ihm bezeichnete. Als er eintrat, war er aufs höchste überrascht, denn über den Polstern hing an der Wand sein Bild, ganz von Blumen umrahmt . . .

„Hochverehrter Meister!" sprach der Vorsteher. „Jenes andere Abteil war Ihrer unwürdig. Ich habe Ihnen dieses zurechtmachen lassen und möchte Ihnen dadurch gleichzeitig für Ihr Autogramm danken!"

Verdi war versöhnt und verzieh dem Beamten.

---

## Trinkfeste Polen.

Von berühmten Trinkern weiß die polnische Geschichte einige recht nette Beispiele zu erwähnen. War da am Hof König August II. ein Bernhardinermönch, der eines Tages gefragt wurde, ob er wohl einen Pokal auszutrinken vermöchte, der 6 Quart Wein in sich faßte. Die einzige Bedingung war, daß er ihn auf einmal zu leeren hatte. Der Mönch besah sich den Becher und bat den König, ehe er den Versuch vor ihm mache, denselben vorher ausmessen zu dürfen. Mit Erlaubnis des Königs ging nun der Mönch mit dem Becher ins Schenkzimmer, ließ denselben mit Wein vollschenken und trank ihn aus. Das wiederholte er mehrere Male. Dann kehrte er zum König zurück und legte die Trinkprobe vor dem versammelten Hof ab. Wie erstaunt war aber erst der König, als er hörte, daß der Bernhardiner schon weniges vorher den Pokal etliche Male geleert, also jedesmal 6 Quart Wein in sich hinuntergegossen hatte.

Kierekiesza, ein Hausgenosse des Truchseß Glębocki, gewann einst eine bedeutende Wette, indem er in Gegenwart des Wojewoden von Kijew und eines zahlreich versammelten Adels einen vollen Eimer Schnaps austrank und dann auf einer steilen Leiter auf das Dach eines hohen Hauses kletterte. Er kam auch heil wieder herunter.

Konarzewski, ein ebenfalls berüchtigter Trinker, kam einst zum Fürsten Stanislaus Poniatowski, seinem großen Gönner, und fand ihn im Bad. „Mein lieber Konarzewski", rief ihm der Fürst zu, „im ersten Zimmer steht ein Korb mit Champagner, koste ihn doch einmal, ob er wohl unserem Adel munden dürfte." Konarzewski trat ab und kehrte nach knapp einer halben Stunde zum Fürsten zurück mit dem Versichern, daß der Wein zwar leicht, aber schmackhaft wäre. Später zeigte sich, daß der Korb von 12 Flaschen Inhalt bis auf den letzten Tropfen geleert war.

Zwei Edelleute, der Truchseß von Wolhynien, Swejkowski, und der Starost von Kamieniec, Bekostawski, tranken eine ganze Tonne Ungarwein auf diese Weise aus, daß jedesmal der eine einen Pokal aus dem geöffneten Spund vollaufen ließ, während der andere ihn leerte.

Es war in Polen Sitte, daß jeder reichere Edelmann bei Feierlichkeiten, bei denen der Ungarwein im Übermaß nicht fehlen durfte, durchaus zwei Freunde von folgenden Eigenschaften haben mußte: Der eine mußte ein lustiger Gesellschafter mit lautem Organ, der andere großer Trinker sein, der wohl zum Trinken anfeuerte, nie aber selbst betrunken wurde und dessen Kopf stark genug war, um alle zu Boden zu trinken. Solch ein Prachtexemplar war der Truchseß Proskura, den einmal der Stadtrichter von Kijew gebeten hatte, den Trinkwirt in seinem Hause zu machen. Proskura tat seine Pflicht, trank jedem Gast tüchtig zu, bis ihm plötzlich einfiel, eine Verabredung in der Stadt zu haben. „Verzeiht, meine Herrschaften", rief er aus, „ich habe leider keine Zeit, mich mit einzelnen Gläsern abzugeben, ich muß aber doch meiner Pflicht genügen!" Er ergriff eine Terrine, welche mit Krupnik — ein Getränk aus Branntwein und Honig — gefüllt war und trank diese auf einen Zug aus. Dann ließ er sie nochmals mit Wein füllen, trank sie mit einer Drohung gegen den, welcher nicht folgen sollte, aus und verschwand. Festen Schrittes kam er in die Nähe eines Klosters, da sah er einen Edelmann, der sich gegen sechs andere, die ihn angefallen hatten, tüchtig verteidigte. Proskura riß sofort den Säbel aus der Scheide und hieb so unvermutet auf die Angreifer ein, daß diese mit vielen Wunden bedeckt, die Flucht ergriffen. Als sich beide vom hitzigen Kampf etwas erholt hatten, trat der unbekannte Edelmann an den Truchseß heran und bat diesen um den Namen. „Was geht das dich an, du Narr!", schrie ihm Proskura entgegen. „Bist selbst ein Narr",

brüllte der Unbekannte. Und beide hieben nun zum zweiten Mal drauf los, bis sie ermüdet, verwundet und berauscht, jedoch noch fortscheltend, nacheinander hinsanken und liegen blieben.

Ganz groß war jedoch ein „szlachcic", der auf seinen Reisen gleich dem Ritter Hans von Schweinichen, immer nur in solchen Wirtshäusern einkehrte, in denen der beste Wein zu finden war und wo er den anwesenden Gästen so lange zutrank, bis er sie sämtlich unter den Tisch getrunken hatte. Dann brach er auf und ritt fröhlich von dannen. Dem nächsten Wirtshaus entgegen!

---

## Die begehrte Insel.

**Zeitgemäßes Geschichtchen von Fritz Georg Dietrich.**

Als es noch herrenlose Inseln in der Südsee gab und als die Handelskapitäne sich darin überboten, durch Besitzergreifung jeder meerumgürteten Scholle ihre Vaterländer zu vergrößern, wurde es den friedlichen Eingeborenen zum Fest, wenn weiße Männer mit einem Mast landeten, an dem sie ein schönes, buntes Stoffstück hochzogen. Dazu fuhr Blitz und Donner aus den dicken Knüppeln der Fremden, um dem Inselvölkchen die Flagge als geheiligt und unantastbar verständlich zu machen, was aus Unkenntnis der gegenseitigen Sprachen anders unmöglich war. Aus Dankbarkeit für die mitgebrachten Geschenke wurde die Geber freudig umtanzt, und der Häuptling oder Kiwa malte mit sichtlichem Vergnügen unter den ihm vorgelegten Zauberspruch ein Krickelkrackel, das zu seinem eigenen Erstaunen nachher wie sein geliebtes Schwein Mulu aussah. Zum Abschied umwand man die Scheidenden bis zum Kinn mit Blütenranken. In dem kindlichen Dahinleben der braunen Geschöpfe gab es kein Verwundern, kein Fragen Woher, Wohin und Warum. Denn, daß es außer ihnen noch Menschen geben müßte, hatten sie sich schon immer gedacht, obwohl ihre Augen weit und breit kein anderes Fleckchen Erde zu erblicken vermochten. Gleichgültig starrten sie dem schwimmenden Rätsel nach, bis es vom Meer verschlungen schien. Nun ging man fröhlich an die Umlegung der Stange, die man zu Stützen für die Häuptlingshütte verkleinerte. Dort hinein folgte auch das flatternde Gewebe . . .

Im Lauf der Jahre haben noch viele Vorüberfahrende das dringende Bedürfnis empfunden, dem Korallenriff ihre eigene Nationalität zu verleihen. Immer wieder wurde der Mast erneuert. Stets wechselten Farbe und Zeichnung der Flagge. Allerdings büßte die Festlichkeit der Hissung nach und nach wesentlich an Begeisterung ein. Die Blumenhülle für die Abziehenden wurde von Fall zu Fall dürftiger. Nur der Appetit auf die Geschenke wuchs . . .

In der Heimat erlitten die eroberungsstolzen Kapitäne allerdings in der Regel eine arge Enttäuschung. Ihre Regierungen verspürten wenig Neigung, sich für ein paar Quadratmeter Land in Unkosten zu stürzen. Wußte man doch nicht einmal, ob der neue Gewinn nicht schon beim nächsten Seebeben wieder in die Tiefe sinken würde.

Da aber nahte dem Eiland eines Tages ein Kriegsschiff unter der Flagge einer Großmacht. Eine Kette von Booten landete zahlreiche, bis an die Zähne bewaffnete Mannschaften. Lauter und feierlicher als sonst, und von den Eingeborenen ebenso mißverstanden, wurde die Besitzergreifung verlesen. Der Mast war höher als alle zuvor, und die Flagge an seiner Spitze blähte sich kühner und gebietender. Wachen zogen auf. Wieder vermaß man das Gelände. Aus mitgebrachten Platten erstand ein Haus, in das Kiste auf Kiste wanderte. Unter einem schnellerrichteten Prunkzelt harrte der Kommandant der Huldigung des Häuptlings. An der Spitze seiner Frauen und einer Herde von Kindern nahte dieser.

Aber nun erblickten die Eroberer die Gewänder der Frauen! Was flatterte da um die braunen Glieder der Schönen und schillerte in allen Farben? Waren das nicht die Flaggen sämtlicher seefahrenden Mächte? Oder doch wenigstens Teile davon? Fluchend erkannte der Schiffsgewaltige, daß er zu spät gekommen war. Es gelang dem kundigen Mann unschwer, die Nationalität des wirklichen Eigentümers zu erkennen: an der Flagge, die am stärksten gelitten hatte. Er gab es auf . . .

Das neue Haus verschwand so schnell, wie es gekommen. Die neue Fahne sank. Die Geschenkkisten wanderten auf das Schiff zurück. Die weltvergessene Insel ist in ihr Schlummerdasein zurückgesunken. Traurig seufzt die jüngste der Haremsdamen. Sie hatte sich ein neues Staatskleid an die Stelle ihrer Muschelschürze gewünscht. Daraus ist nun nichts geworden.

Es wird überhaupt niemals etwas daraus werden. Selbst wenn die stählernen Vögel kommen, um auf dem Eiland auszuruhen. Sie haben keine Geschenke bei sich. Sie sind Kinder einer anderen Zeit . . .



## Bunte Chronik



**Pharaonentochter in Gisa entdeckt.**

In der Pyramide von Gisa entdeckte der ägyptische Professor Selim Hassan den vollkommen gut erhaltenen Körper einer jungen Pharaonentochter, die in ihrem Grabe dort seit 3600 Jahren den Schlaf des Todes schläft. Sie lag leicht zur Seite gewendet, die Stirn mit einem goldenen Diadem geschmückt. Um den Körper trug sie einen Bronzegürtel mit goldenen Schlössern. Zu ihren Füßen lagen zwei kleine Haufen Gold und um das linke andgelenk trug sie ein goldenes Armband. Der Körper macht den Eindruck äußerster Zerbrechlichkeit und man wird ganz besondere Vorsichtsmaßregeln anwenden müssen, um ihn unverletzt zu erhalten, wenn er von seinem jetzigen Lager entfernt wird.

*

**Der Schutzengel.**

In ungarischen Zeitungen konnte man dieser Tage die Geschichte der wirklich wunderbaren Rettung eines kleinen Kindes vor dem Tode des Ertrinkens lesen. Auf der Donau bei Budapest lag der Kahn eines Schiffers. An Deck schlief sein einige Monate altes Kind. Die Mutter war entsetzt, als sie nach einiger Zeit nach der Kleinen sehen wollte und das Bettchen leer fand. Das Kind war nirgends zu entdecken und es blieb nur der Schluß übrig, daß es durch irgendeinen unglücklichen Zufall über Bord gefallen war. Man leitete sofort Nachforschungen ein, obwohl man kaum Hoffnung hatte, es zu finden. Wie groß war die Überraschung und die Freude der Eltern, als die Nachricht einlief, eine ganze Strecke stromab sei ein Kind gefunden worden, das auf seinem Kissen ruhig schlafend, auf der Donau dahin trieb. Es war tatsächlich das Baby des Schiffers.



## Lustige Ecke



**Praktisch muß der Mensch sein.**



Hat man ein Nudelholz und eine energische Frau, braucht man den Nachbar nicht anzubetteln, daß er einem seine Rasenwalze pumpt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.